

## Mittheilungen eines deutschen Ansiedlers in Texas.

Die nachfolgenden Mittheilungen habe ich aus Briefen eines seit fünf Jahren in Texas angesiedelten Freundes, des Herrn Fr. Schenk, zusammengestellt. Derselbe hatte sich der Expedition des mainzer Vereins zur Beförderung deutscher Auswanderung nach Texas angeschlossen und nach zweijährigen Mühseligkeiten und Täuschungen mancherlei Art in Folge des Berunglückens dieser Expedition, und nachdem er in den verschiedensten Lebens=Stellungen seine Existenz zu sichern gesucht, endlich einen Grundbesitz in der Nähe von San Antonio di Berar erworben. Hier lebt er seitdem in glücklichen Familienverhältnissen, beschäftigt mit Ackerbau und Viehzucht, und erfreut sich in Folge seines praktischen Sinnes, womit er die gesammelten Erfahrungen zu nutzen versteht und vermöge seiner Geistesbildung und moralischen Tüchtigkeit der allgemeinen Achtung in den benachbarten Kreisen. Die Lebendigkeit und Treue seiner Schilderungen der dortigen Zustände mögen es rechtfertigen, daß dieselben hier zum Abdruck gelangen, selbst wenn manches Bekannte darin enthalten sein sollte.

**Julius Kauffmann.**

Die Ueberzeugung, daß ein Grundbesitz in der Nähe von San Antonio di Berar oder Neu=Braunsfels für meine deutschen Landsleute, die mit einigem Vermögen herkommen, der zweckmäßigste ist, gründet sich einerseits auf die natürlichen Hilfsquellen dieses Landstrichs, für deren Reichhaltigkeit schon der Umstand spricht, daß gerade hier die spanischen Geistlichen (gerade wie ihre Genossen auf der ganzen Erde sich

stets die besten Punkte auszuwählen verstanden) schon vor mehr als einem Jahrhundert mehrere Missionen und die Stadt San Antonio selbst angelegt haben, andererseits darauf, daß hier und in den benachbarten Countys eine für die Bevölkerung von Texas bedeutende Anzahl Deutscher wohnt, in deren Arbeitssamkeit und Gewerbsthätigkeit eine solidere Bürgerschaft für das Aufblühen dieses Theiles von Texas liegt, als in den oft auf zufällige und wechselnde Constellationen hin gegründeten sogenannten Städten, die oft pilzartig in die Höhe schießen, oft aber eben so schnell von den fast nur speculirenden amerikanischen Bewohnern wieder verlassen werden, wenn sich anderswo Gelegenheit bietet, schneller Geld zu gewinnen. Dem deutschen Stamme hängt von der Heimath her die Liebe zu der Scholle, die er bebaut, an; er hat zu sehr das Bedürfnis nach häuslicher Behaglichkeit, als daß er sich entschließen könnte, oft den Wohnsitz zu wechseln, und wenn den Amerikaner sein Speculationsgeist oft rasch ein Vermögen erwerben läßt, was aber oft eben so schnell wieder verloren geht, so sieht man dagegen in den deutschen Ansiedlungen fast durchweg den Erfolg einer beharrlicheren Cultur und sorgfältigeren Bebauung, welche weniger rasch, aber sicherer den Wohlstand der einzelnen Familien verbürgt. — Die Amerikaner ziehen sich ohnehin schon deswegen vom Landbau in diesen Gegenden mehr und mehr zurück, weil sie mit ihren Sklaven gern die Concurrenz der freien Arbeiter vermeiden und den östlichen Theil von Texas, sowie überhaupt die Flußniederungen vorziehen, wo schon die klimatischen Verhältnisse nur der eingeborenen Bevölkerung zuträglich sind.

Der Ankauf von Land aus Privathänden ist jedoch nur mit besonderer Vorsicht in diesen Gegenden auszuführen, die schon zur Zeit der spanischen Herrschaft einmal angebaut waren, weil aus jener Zeit her eine Menge Ansprüche auf das Eigenthum von Grundstücken geltend gemacht werden, die bereits seit langer Zeit cultivirt und oft schon drei bis vier Mal den Eigenthümer gewechselt haben. Da die alten Grundbücher entweder ganz verloren gegangen oder in irgend einem mericanischen Archive ruhen, so schwebt eine Menge von Proceßsen, und es ist eine vollkommene Sicherheit, unbestreitbare Besitztitel zu erlangen, nur da vorhanden, wo jene Rechtsstreite bereits entschieden sind. Solche Grundstücke stehen denn auch hoch im Preise, und

namentlich diejenigen, welche in der Nähe der Eisenbahn liegen, die von Port Lavacca nach San Antonio projectirt und von der Küste aus bereits begonnen ist. Einzelne auf den San Antonio-Fluß stoßende Parzellen von 10 Acres wurden zu 400 Dollars verkauft, ob- schon in 3 engl. Meilen Entfernung von der Stadt. Der gegen Sü- den hin sehr fühlbare Mangel geeigneten Holzes zur Umzäunung der Felder machte jedoch die Ansiedlung auf größeren Territorien hier schwierig, und einwandernden Landsleuten möchte ich einen anderen Punkt zur Niederlassung empfehlen. Er liegt etwa 30 engl. Meilen WNW. von Antonio am oberen Cibolo und ist der schönste und ge- sundeste Punkt, den ich in Texas kenne, da er zugleich alle Bedingun- gen zu raschem Aufblühen in sich vereint. Vor 2½ Jahren half ich dort eine Fläche von 1100 Acres vermessen, welche damals 1000 Dollars kostete. Dieselbe erhielt vor einem Jahre einen neuen Eigenthümer, der sie für 3000 Dollars erstand und nun eine Stadt angelegt hat. Er ver- kauft Stadtplätze für 25 Dollars und Farmland zu 5 Dollars pro Acre, und schon jetzt verbürgt eine namhafte Zahl von Ansiedlern das Auf- blühen des Ortes.

Am sichersten und billigsten ist die Erwerbung von Ländereien aus erster Hand vom Staate, weil man auf die sichere Annahme einer stetig nach Westen sich ausdehnenden Cultur fußen kann. Diese Er- werbung geschieht nicht unmittelbar vom Staate selbst, sondern durch den Ankauf von head-rights, d. h. Certificaten über Anspruch auf Land, die der Staat als Bezahlung für geleistete Kriegs- oder andere Dienste gewährt hat. Diese head-rights sind Staatspapiere, welche an den Börsen verkauft werden und Courschwankungen unterliegen; sie geben dem Besitzer das Recht, die darin angegebene Anzahl Acres ir- gendwo im Bereich der Union von Staatsländereien in Besitz zu neh- men. Dies geschieht, indem man den Districts-Feldmesser beauftragt, an der ihm bezeichneten Stelle die Vermessung vorzunehmen und die Feld-Nota oder Grenzbeschreibung anzufertigen. Diese wird alsdann vom General-Landamt im Grundbuche des Staates als sogenannte location eingetragen und als Eigenthums-Urkunde im sogenannten Patent ausgestellt, welchem die Feld-Nota angeheftet wird, und diese beide bilden den rechtskräftigen Besitztitel. Der Preis solcher head- rights ist augenblicklich 12½ — 15 Cents pro Acre. Die Vermessung

geschichte auf Kosten des Besitzers und kostet 10 bis 12 Cents pro Acre, bei entfernt liegenden Stücken etwas mehr.

Daß einem solchen Kaufe stets genaue Besichtigung vorausgehen muß, um solche Stücke auszuwählen, welche den Haupt-Erfordernissen an gutes Land: reiche Weide, gutes Wasser und Holz entsprechen, das scheint sich von selbst zu verstehen; doch ist dies keineswegs immer der Fall, und es werden öfters sehr bedeutende Geschäfte in Land gemacht, wo weder Käufer noch Verkäufer das Object gesehen hat, wie dies z. B. bei dem bedeutenden Landbesitz in Fisher's und Miller's Grant der Fall war, welchen seiner Zeit der mainzer Verein in Houston kaufte. Freilich lag in dieser gänzlichen Unkenntniß des Terrains eine der Haupt-Ursachen des völligen Mißlingens des Unternehmens!

Das für einen bereits seit einiger Zeit hier heimisch gewordenen Ansiedler unter allen Umständen sicherste Geschäft, welches den reichsten Ertrag abwirft, ist die Anlage des mitgebrachten baaren Capitals in Rindvieh. Da der jährliche Zuwachs an Kälbern kaum einige Procente geringer ist, als die jedes Mal vorhandene Anzahl an Kühen, der jährliche Zuwachs an Kühen aber gleich ist der halben Anzahl der zwei Jahre vorher geborenen Kälber, so ergiebt die Summierung einer nach obiger Voraussetzung gebildeten Reihe den bedeutenden Zuwachs einer Heerde, deren Unterhaltung gar keine, und deren Ueberwachung nur geringe Kosten verursacht. Rechnet man hierzu den jährlichen Verkauf der zu Zug- und Schlachtvieh aufgezogenen Ochsen und den Ertrag der Milchwirthschaft, die nicht einmal für Stallung eine Ausgabe veranlaßt, so ist es einleuchtend, wie vortheilhaft der Betrieb der Viehzucht überall da sein muß, wo die Local-Verhältnisse günstig sind, d. h. wo durch eine sparsame Vertheilung des cultivirten Landes zwischen absolutem Weidelande eine zu dichte Bevölkerung unmöglich gemacht und dadurch der Vermehrung des Viehes keine Grenze gesteckt wird. Der Platz, den wir bewohnen, 4 Meilen von S. Antonio am Salado-Flusse ist ein schönes fruchtbares Land, meilenweit umgeben von üppigem Weidelande und bietet die für die Viehzucht günstigen Verhältnisse in so hohem Grade, daß ich in diesem Frühjahr, nachdem ich die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, eine Expedition nach Westen unternahm, deren Beschreibung, da sie vielleicht für einen oder den andern meiner Landsleute Interesse hat, ich hier folgen lasse.

Die Expeditionen, die ich zum Zweck der Anschaffung der Kühe in diesem Frühjahr gemacht habe, führten mich in eine Gegend, deren Besuch mir um deswillen interessant war, weil daselbst fast ausschließlich Mexicaner wohnen. Da mein Begleiter der spanischen Sprache vollkommen mächtig und mit den meisten der dortigen Ansiedler persönlich bekannt und befreundet war, so hatte ich dadurch zum ersten Male Gelegenheit, einen Blick in das Innere des mericanischen Haushalts und Familienlebens zu thun und mir dadurch mancherlei zu erklären, was mir bis dahin räthselhaft erschienen war. Namentlich war mir vordem oft unbegreiflich, wovon die mericanische Bevölkerung eigentlich lebt, allein ich habe den Schlüssel zur Lösung dieser Frage damals, freilich auf Kosten meines wohl an frugale, aber deshalb noch lange nicht an mericanische Kost gewöhnten Magens gefunden. Ich glaube es wird nicht uninteressant sein, wenn ich eine solche Tour etwas näher beschreibe.

Mein Begleiter, ein geborener Schweizer, der schon als Kind nach Frankreich gekommen war, erlernte in Spanien später das Bäckergeschäfft, ging darauf nach Mexico und war zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Texas. Er focht als Freiwilliger mit und war einer der Wenigen, die von der verunglückten Santa-Fé-Expedition zurückkamen. Jetzt lebt er als Kaufmann und Bäcker in San Antonio. Diesen hatte ich gebeten, mich zu begleiten, weil ich einen Dolmetscher durchaus nöthig hatte. Da die Entfernung des Platzes, den wir erreichen wollten, nicht sehr groß war, und mein Begleiter mich versicherte, daß wir überall die gastlichste Aufnahme finden würden, so unterließ ich, mich mit Mundvorrath zu versehen. Gegen Mittag, als wir einen Bach passirten, machte mich mein Gefährte darauf aufmerksam, daß ich nunmehr Wasser in Vorrath trinken solle, weil von jetzt an kein für andere Menschen, als Mexicaner, trinkbares Wasser mehr anzutreffen sei. Bald darauf erreichten wir einige Mericanerhütten, und obgleich wir weiter reiten wollten, nöthigte uns doch der Bewohner der einen, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit abzustiegen und das Mittagessen mit ihm zu theilen.

Ein solches Mericanerhaus besteht aus einem Viereck, dessen Wände von aufrechtstehenden, nicht einmal geschälten Baumstämmen gebildet werden, die in einem Graben so dicht an einander gestellt sind, als

die Gradheit ihres Wuchses es erlaubt. Die Zwischenräume bei diesen Palisaden werden vor dem einbrechenden Winter mit Lehm ausgeschmiert, den Regen und Sturm im Laufe des Winters wieder herauspülen, und die dadurch entstehenden Zwischenräume versehen im Sommer die Dienste der Fenster. Das Ganze ist mit Schilfgras gedeckt, und an der einen Seite befindet sich ein Kamin, der übrigens, weit entfernt gemauert zu sein, ebenfalls von Holz aufgeführt ist. Die Grundfläche des Kamins, worauf das Feuer brennt, ist von Lehm. Da der Kamin groß genug ist, daß die in der Mitte brennende Flamme die Wände nicht berührt, so denkt kein Mensch an Feuergefähr, und zudem meinte der Eigenthümer der Hütte, dem ich mein Befremden deshalb ausdrücken ließ, „es wäre bequemer, einen Kessel voll Wasser auf den brennenden Balken zu schütten, als einen steinernen Kamin zu bauen.“

Ganz im Contrast mit dem Außern dieser Wohnungen ist übrigens die vollkommene Sauberkeit ihres Innern. Der Fußboden, obgleich nur ein Stück der das Haus umgebenden Prairie, von welchem das Gras durch das ewige Darüberhingehen verschwunden ist, war sauber gefehrt, das Bett rein und weiß gedeckt, und die beiden recht hübschen Señoras, welche die Wirthinnen machten, sehr sittsam in einen gelben Baumwollenstoff gekleidet. Ein rothes um den Kopf geschlagenes, unter dem Kinn zusammengebundenes Tuch schien nur dazu vorhanden, den Glanz der kohlschwarzen Augen zu heben und die Farbe des bräunlichen Teints zu mildern. Vor dem Hause, im Schatten der ebenfalls mit Schilf gedeckten Gallerie, lagen auf einer ausgebreiteten Ochsenhaut zwei Männer, die augenscheinlich eben erst von einem Ritt zurückgekommen waren, wie ich aus dem neben ihnen liegenden Sattelzeug und den an einen Baum gebundenen, von Schweiß und Staub bedeckten Pferden schließen konnte. Einige Jungen von 10—12 Jahren liefen im Hofe umher und belustigten sich damit, mit einer ledernen Schlinge, die an einem langen, aus Leder geflochtenen Seil angebracht war, einander zu fangen. Die ganze Familie, die Señoras nicht ausgenommen, rauchten Cigaritos, die sie sich selbst verfertigen, und die aus feingeschnittenem, in ein Stück von dem Deckblatt einer Maisähre gewickelten Taback bestehen. Im Hofe waren überall umher aus rohen Häuten geschnittene lange Riemen ausgespannt, auf

welchen Fleisch, in fingerdicke Streifen und Lappen geschnitten, zum Trocknen in der Sonne hing. Ein zweirädriger Karren, von einer Bauart, daß man hätte glauben sollen, es sei der erste Versuch der ackerbautreibenden Menschheit, einen Wagen zu bauen, stand im Hofe. An dem ganzen Fuhrwerk, weder an den Rädern, noch an den dabei stehenden Ochsenjochen, war auch nicht ein einziges Loth Eisen verwendet, alles bestand aus Holz und Rohhaut, und deutlich war zu sehen, daß kein anderes Werkzeug zur Verfertigung gedient hatte, als eine Art und ein Bohrer. Einen Sägenschnitt konnte ich nirgends entdecken.

So ärmlich dies Alles erschien, so überraschte mich, als die ältere der beiden Señoras mit der gastlichsten Freundlichkeit uns zum Mittagessen rief, ein rein gedeckter Tisch und eben so reines Porzellan-geschirr, das offenbar eine hier durchaus nicht vermuthete Wohlhabenheit verrieth. Unser Mittagessen bestand aus den vorhin erwähnten Fleischstreifen, die eine kurze Zeit über glühenden Kohlen gebraten waren, aus Portillas, d. h. ganz dünnen, aus Maismehl gemachten Bröbchen, die zu jeder Mahlzeit frisch gebacken werden, mit Milch und Kaffee, der sogar in vergoldeten Tassen servirt wurde, und endlich aus gesottenen Eiern. Die Bestandtheile des Mahles, Fleisch, Brod, Milch und Eier waren von der Art, daß ich wohl häufig schon einfachere Kost gehabt zu haben mich erinnere, allein die Quantität war so unglaublich klein, daß ich überzeugt bin, ein einziger Mann mit gesundem Appetit hätte die ganze Mahlzeit verzehren können, die doch für 7 Menschen berechnet war. Trozdem wurden die Mexicaner wenigstens alle satt, und da weder ich, noch mein Begleiter etwas anderes genossen, als eine Tasse Kaffee, so blieb sogar noch etwas übrig.

Da ich bei dem Hause weder ein Feld sehen konnte, noch aus der Größe der für Rindvieh gemachten Einrichtungen schließen konnte, daß der Eigenthümer irgend Viehzucht von Bedeutung triebe, so fragte ich meinen Begleiter, wovon die Leute eigentlich lebten. Da erfuhr ich, daß dieselben sich vom Mustangfang ernährten, und daß die beiden Männer, die ich hatte unter der Gallerie der Ruhe pflegen sehen, so eben von der Jagd zurückgekommen seien und einen prachtvollen Hengst gefangen und mitgebracht hätten.

Mustangs sind wilde Pferde, die schon seit Generationen verwildert, in zahlreichen Heerden die wenig bewohnten Prairien des Westens

von Texas durchstreifen. In den unermesslichen Prairien der Küstenregion zwischen dem Rueres und Rio grande sind Heerden von Hunderten solcher Pferde zu finden, und dort wird der Fang derselben im Großen betrieben, indem man die Pferde in meilenlange trichterförmige Umzäunungen treibt, die, immer enger werdend, sich in einem Saß endigen. Häufig, wenn die Mannschaft zum Treiben nicht hinreicht, nimmt man das Feuer zu Hülfe, indem man die Prairien anzündet.

In unseren oberen Regionen, wo unangebaute Prairien von großer Ausdehnung seltener sind, sind die Mustangs weniger zahlreich und nur in kleineren Trupps zu finden. Ich selbst habe wenigstens nie mehr als 10 bis 12 zusammen gesehen. Desto interessanter ist der Fang derselben hier, wo es sich nicht verlohnen würde, große Anstalten dazu herzurichten. Alles, was dazu erforderlich ist, besteht aus einem guten Pferde, einem noch besseren Reiter und einer ledernen Schlinge, dem lazo der Mexicaner. Mit dieser Schlinge, deren eines Ende am Sattelknopf befestigt ist, zieht der Mexicaner aus auf die Jagd. Hat er die Stelle ausgefunden, wo die Pferde zum Wasser gehen, so erwartet er, in irgend einem Busch versteckt, die Ankunft der Pferde, die regelmäßig gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden zum Wasser gehen. Sind dieselben dem Hinterhalt nahe genug gekommen, so bricht der Jäger mit Bließschnelle aus seinem Versteck hervor, und nun beginnt eine Jagd, die schwerlich Jemand, der nicht, wie ein Mexicaner, ich möchte sagen zu Pferde geboren und erzogen ist, mitzumachen Lust hätte.

Wie vom Winde getragen stürmen die Verfolgten dahin, und nach stürmt der Verfolger über Stock und Stein. Mit lautem Schreien und Rufen, beständig seine Schlinge mit der Rechten über den Kopf schwingend, jagt er dahin, das schönste und stärkste der Thiere zu erreichen. Die Entfernung zwischen Verfolger und Verfolgten wird beim Beginn der Jagd größer, die flüchtigen Pferde haben keinen Reiter zu tragen, aber die Angst der Entfliehenden läßt sie ihre Kräfte nicht schonen. Zu immer neuer verzweifelter Anstrengung treibt sie das Rufen und Zohlen des nacheilenden Jägers, bis nach einem Rennen von wenigen Meilen der Zwischenraum kleiner und kleiner wird, und der Jäger auf Wurfweite sich seiner Beute nähert. Sich dieser stets zur Seite haltend, schwingt er seine Schlinge, und mit fast nie fehlendem



Wurf schleudert er sie dem geängstigten Thier um den Hals. In demselben Augenblick wendet er sein Pferd, so daß die Richtung des fliehenden mit der des seinigen sich kreuzt. Mit einer Kraft, die der Schnelligkeit der Thiere entspricht, zieht sich die Schlinge dem Gefangenen um den Hals, und der mächtige Ruck reißt es zu Boden. In der Regel sind zwei Mexicaner zusammen auf der Jagd, und der Gehilfe eilt hinzu, dem Thiere eine zweite Schlinge überzuwerfen. Der Gefangene wird dann zwischen den beiden Pferden befestigt und alles Sträubens ungeachtet nach Hause geschleppt.

Von einer solchen Jagd waren die beiden Mexicaner zurückgekehrt und boten uns ihre Beute zum Kauf an. Mein Begleiter, der Lust hatte, das Thier zu kaufen, forderte dieselben auf, es erst zu brechen, d. h. zu satteln und zu reiten. Der Ausdruck „brechen“ ist für diese Art der Zähmung eines wilden Pferdes, das vielleicht nie einen Menschen gesehen, vielweniger einen Sattel oder Reiter getragen hat, der bezeichnendste, den man erdenken kann. So oft ich es auch schon gesehen hatte, so war es mir doch interessant, Zeuge des Schauspiels zu sein, wie gerade dieses ausnehmend starke Pferd gebrochen und zum ersten Male geritten werden sollte, und seinen fruchtlosen Widerstand gegen die Ueberlegenheit des Menschen zu beobachten.

Da wir an demselben Tage noch weiter reiten mußten, so machten sich die Mexicaner sogleich an's Werk. Behutsam näherte sich einer von ihnen dem angebundenen Thiere, das bei seiner Annäherung mit aller Kraft seine Bande zu zerreißen strebte, dadurch aber nur die Schlinge immer fester und fester zuzog, so daß es zuletzt, dem Ersticken nahe, schwankte und umzustürzen drohte. Diesen Moment benutzte der Mexicaner, dem Pferde eine handbreite Binde an beiden Ohren so zu befestigen, daß sie des Pferdes Auge bedeckte, worauf er eilte die Schlinge so weit zu lockern, daß es nicht wirklich erstickte. Das plötzlich blind gemachte Thier stand mit gespreizten Beinen, am ganzen Leibe zitternd vor Angst, ruhig wie ein Lamm und holte mit langen tiefen Zügen wieder Athem. In demselben Augenblicke, als die Blende befestigt war, legte der zweite Mexicaner rasch einen besonders zu diesem Zweck gemachten, außerordentlich starken und schweren Sattel auf's Pferd, zog rasch die doppelten Gurte zu, während der andere das Seil vom Baume löste und schnell dem Pferde eine Schlinge um die

Nase befestigte. Dies alles ließ das Thier, ohne ein Glied zu rühren, über sich ergehen. Aber nun zog der eine mit einem raschen Griff die Blende von den Augen, während der andere, das Ende des Seiles festhaltend, in die Mitte des Hofes eilte. Noch einen Augenblick stand das Thier, das bei dem plötzlichen Uebergang von Nacht zum hellsten Tageslicht nicht wußte, was mit ihm geschah, regungslos still, bis plötzlich bei der leisesten Bewegung es ihm zum Bewußtsein kam, daß es eine Last auf dem Rücken trage. Es wäre vergeblich, die furchtbaren Anstrengungen, die das geängstigte Thier, um sich des Sattels zu entledigen, machte, zu beschreiben. Je mehr es sich bäumte, desto mehr suchten seine Bändiger es durch Schreien und Schlagen mit weißen Tüchern scheu zu machen, um es um so eher zu erschöpfen und ihm die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen zum Bewußtsein zu bringen. Nur wenige Minuten dauerte dieses Vorspiel, das nur dazu diente, das Pferd die erste Kraft verbrauchen zu lassen, als die Mexicaner es wieder an den Baum festbanden und durch Wiederholung desselben Kunstgriffs die Blende wieder über die Augen warfen. Dann ergriff einer das Ende der um die Nase befestigten Schlinge, und mit der Behendigkeit einer Katze schwang er sich in den Sattel. Das Pferd stand wie vorhin ruhig, wie ein Lamm. Aber in dem Augenblick, wo der Reiter die Blende wegzog und dem Thiere die Sporen in die Weichen drückte, begann ein Kampf, den man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung davon zu machen. So häufig ich auch schon Zeuge dieses Schauspiels gewesen bin, so versäume ich es doch nie, wenn ich Gelegenheit dazu habe.

Alles hängt davon ab, daß es dem Pferde nicht gelingt, den Reiter abzuwerfen. Gelingt ihm dies das erste Mal, so versucht es dasselbe immer und immer wieder, aber noch nie habe ich gesehen, daß der Mexicaner im Sattel auch nur gewankt oder einmal den Bügel verloren hätte. Der Reiter saß wie aus einem Stück mit dem Pferde im Sattel, dieses unaufhörlich spornend, daß das Blut in Strömen floß, während die anderen mit spitzen Stäben es stachelten und zu der äußersten Verzweiflung trieben. Das Pferd versuchte keine Flucht; es hätte seine Bändiger mit sich fortgetragen. Hier auf der Stelle sollte der Kampf entschieden werden. Nach langem vergeblichen Springen und Bäumen und Schütteln warf das Thier sich plötzlich nach

einem hohen Aufsprung platt auf die Erde, um seinen Peiniger abzuwälzen. Aber kaum hatte es den Boden berührt, als der Reiter auch schon aufrecht daneben stehend nur den Augenblick erwartete, daß es wieder aufschnellen würde, und noch hatte das Pferd sich nicht vollständig wieder erhoben, so saß der Mericaner schon wieder so fest im Sattel, wie zuvor, mit immer tiefer dringenden Spornenschlägen es zu noch weiterer Anstrengung zu reizen. Aber es machte keine Anstrengung mehr, es gab sich überwunden; es war gebrochen. Von jetzt an kann jeder gewöhnliche Reiter das Thier besteigen; es versucht nicht mehr, sich seiner zu entledigen. Nun bedarf es nur noch geringer Mühe, das Pferd dahin zu bringen, den Zügel sich anlegen zu lassen, und eine humane Behandlung von wenigen Tagen reicht hin, es für immer dem Menschen dienstbar zu machen.

Mein Begleiter wurde über den Handel einig und kaufte das Pferd für 25 Dollars, unter der Bedingung, daß die Bändiger es noch einige Tage behalten und ihm dann nach San Antonio reiten sollten.

Wir nahmen von unseren Wirthen Abschied und ritten gegen Abend weiter. Unser Weg führte uns durch eine lange Prairie mit einzelnen Eichen bewaldet, und es fiel mir auf, daß auf der ganzen Strecke mir bisher unbekannte Blumen blühten, während wir doch kaum 10 Stunden Weges von Hause entfernt waren. Es wäre mir interessant, zu wissen, ob die sandige Beschaffenheit des Bodens oder der Salzgehalt des dort aus dieser Ursache kaum genießbaren Wassers diese Verschiedenheit der Flora bedingt. Einen prachtvollen Anblick gewährten die Tausende der von der Abendsonne beleuchteten Cactuspflanzen, die gerade damals ihre Blütenpracht entfaltet hatten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir das Ziel unseres Rittes, die Wohnung des Don Miguel de Cantun, eines wohlhabenden Mericaners, der, offenbar spanischer Abkunft, kaum eine dunklere Gesichtsfarbe hatte, als wir selbst. Seine Wohnung, sein Feld, seine ganze Einrichtung verrieth cultivirtere Menschen, als unsere Mustangjäger gewesen waren. Er forderte uns zwar auf, für die Nacht seine Gäste zu sein, was wir jedoch ablehnten, weil wir erfahren hatten, daß seine Tochter todtkrank sei. Wirklich starb dieselbe am folgenden Tage, noch während ich unseres Ritts wegen mit ihm zu thun hatte.

Da ich die ganze Herde ohnehin erst am folgenden Morgen sehen

konnte, so ritten wir noch ein paar Meilen weiter zu einem anderen Mexicaner, der mit meinem Begleiter befreundet war. Es war dies ein junger Mann von höchstens 18 bis 20 Jahren, welcher erst vor zwei Tagen eine wirklich sehr hübsche Mexicanerin, die wohl kaum mehr als 14 bis 15 Jahre zählen mochte, geheirathet hatte. Wir wurden mit derselben Gastfreundlichkeit empfangen wie am vorigen Mittag, und dasselbe frugale Mahl uns vorgesetzt, nur in wo möglich noch kleineren Portionen, da die Leutchen, wie es mir schien, noch von der Liebe lebten. Die jungen Leute hatten uns, da das Haus nur aus einem Zimmer bestand, in diesem ein Bett zurecht gemacht, so gut es eben ging, allein mein Begleiter und ich wollten ihnen den Raum nicht schmälern und trugen unsere Satteldecken unter einen Baum in's Freie und legten uns dort zur Ruhe. Schläfrig waren wir beide nicht; um so mehr hatte mein Gefährte Muße, mir von seinem vielbewegten Leben, namentlich aus der ersten Zeit seines Aufenthalts in Texas, zu erzählen. Die Stunden vergingen wie Minuten, und als der Morgen anbrach, hatten wir nicht geschlafen, sondern geplaudert. Jetzt erst fiel es uns ein, daß wir klüger gethan hätten zu schlafen, weil uns für diesen und den folgenden Tag eine harte Tour bevorstand, wenn wir den beabsichtigten Handel wirklich abschließen würden. Doch das half nun nichts, und schon vor Sonnenaufgang saßen wir wieder zu Pferde, um nach dem am Abend verlassenen Plage zurückzukehren.

Ich schloß den Handel ab, und nun war es meine Sorge, die gekauften Kühe nach Hause zu treiben. Dies ist nun gar nicht die leichte Aufgabe, die derjenige sich darunter vorstellen mag, der nur in Deutschland etwa einen Bauer die erhandelte Kuh auf der Landstraße mit einem Stecken nach Hause treiben gesehen. Das Rindvieh, das nie im Leben in einem Stall gestanden hat, ist so leichtfüßig und flüchtig, wie ein Pferd, und nur der Umstand, daß es eher, als die Pferde der Treiber ermüdet, macht es möglich, dasselbe von einem Plage, wo es bleiben will, wegzutreiben. Drei Mexicaner, die ich engagirt hatte, mein Begleiter und ich, und außerdem noch die Mexicaner, die aus Gefälligkeit uns die ersten paar Meilen beim Treiben halfen, begannen die Jagd. Erst nach stundenlangem Jagen, als ob das wilde Heer mit Hurrah und Peitschenknall losgelassen wäre, hatten wir die schon ermüdenden Kühe auf einen Punkt zusammengebracht und in die beabsich-

tigte Richtung dirigirt. Nun handelte es sich darum, durch Treiben im Galopp sie eher zu ermatten, als die Sonne hoch am Himmel herauskam, weil die Hitze und das Treiben unfehlbar mehrere Kühe getödtet haben würde. Erst als wir dies erreicht hatten und nur noch einzelne Kühe mitunter auszureißen versuchten, verließen uns unsere gefälligen Mexicaner.

Wir übrigen setzten nun langsam, um die Kälber zu schonen, unseren Weg fort. Wir mußten an diesem Tage eine Stelle erreichen, wo eine verlassene Farm, von welcher noch einige Umzäunungen übrig waren, es möglich machte, über Nacht die Kälber einzusperrern, weil uns sonst die Kühe weggelaufen wären; deshalb mußten wir unausgesetzt bis Sonnenuntergang zu Pferde sitzen. Unser Weg hatte an keiner menschlichen Wohnung vorübergeführt, und da ich des Morgens vor dem Frühstück von unserem Nachtlager aufgebrochen war, und in dem Hause, wo ich die Kühe kaufte, in Folge des in der Familie vorgekommenen Todesfalles an kein Frühstück gedacht wurde, so hatte ich factisch den ganzen Tag nichts und Tags vorher nur sehr wenig gegessen, und getrunken hatte ich seit dem frühesten Morgen nicht einen Tropfen. Durch meines Begleiters Schuld hatte ich keine Lebensmittel mitgenommen, und so kamen wir am Abend in unser Bivoual erschöpft, hungrig und durstig, mit der Aussicht auf eine ähnliche Tour für den folgenden Tag.

Wäre ich allein gewesen, so würde ich mich in mein Schicksal ergeben und mich zum Schlafen angeschickt haben, was nach der durchwachten Nacht und dem zweitägigen Ritt für mich das vorherrschendste Bedürfnis war; da aber die von mir engagirten Mexicaner sich auf mich verlassen hatten, so blieb mir nichts übrig, als für uns Alle zu sorgen und mein müdes Pferd wieder zu besteigen und so rasch als es laufen wollte nach San Antonio zu reiten, das etwa 4 Stunden von uns entfernt war. Dort kaufte ich in aller Eile, was uns nöthig war, Brod, Fleisch, gemahlene Kaffee, Blechgeschirr, um diesen zu kochen und einige Flaschen Wein, und eilte, so rasch ich konnte, wieder zurück. Um Mitternacht war ich wieder auf dem Platze, wo ich meine Gefährten alle in tiefem Schlafe fand. Als mein Rufen sie erweckte, erfuhr ich, daß unterdeß mehrere Mexicaner, die in gleicher Absicht, wie wir, die verlassene Farm aufgesucht hatten, angekommen waren und

ihren Vorrath an Lebensmitteln mit ihnen getheilt hatten. Trotzdem hatten Alle noch Appetit genug, von Neuem anzufangen, und im Augenblick loderte eine lustige Flamme, bei der wir unsern Kaffee kochten und die eine Gruppe beleuchtete, die mit sichtlichem Behagen sich's wohl sein ließ. Die gastlichen Mexicaner, die im Begriff waren, Schlachtvieh nach Californien zu treiben, nahmen Theil an unserer Mahlzeit, und der Wein, der wohl selten genug ihre Lippen genehzt haben mochte, löste ihnen die Zunge, so daß sie in der ihnen eigenen ausdrucksvollen Weise gestikulirten und noch lange sich unterhielten, als ich mich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte, da ich von ihrer Unterhaltung doch nichts verstand.

Am anderen Morgen nach dem Frühstück, zu welchem unsere Kühe die Milch lieferten, brachen wir wieder auf und erreichten ohne weitere Beschwerde Nachmittags mein Haus. Ich hatte versprochen, noch an demselben Tage die Kaufsumme für die Kühe in San Antonio zu entrichten, und so gern ich der Ruhe gepflegt hätte, sattelte ich mir ein frisches Pferd und begleitete meinen Dolmetscher nach der Stadt.

Zum Schluß möge hier noch folgende Stelle aus einem anderen Briefe Platz finden:

Am 13. Februar 1854 passirten zwei wichtige Gesetze die Legislatur. Das erste bestimmt nämlich, daß Jeder, der zur Zeit der Erlassung des Gesetzes Einwohner des Staates Texas ist und eidlich erhärtet, daß er noch keinen Grundbesitz hat, 160 Acres Land unentgeltlich vom Staate erhält, unter der Bedingung, daß er sich darauf niederläßt und es binnen acht Monaten vermessen läßt. Auch wird der Besitztitel erst dann ausgestellt, nachdem der Ansiedler drei Jahre hinter einander das Land bewohnt hat. — Dieses Gesetz wird das Vorschreiten der Cultur wesentlich beschleunigen, und da der Staat noch über hundert Millionen Acres besitzt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß es einst auch auf spätere Einwanderer ausgedehnt werden wird.

Das andere, in seinen Folgen noch wichtigere Gesetz ist — aller Gegenbemühungen der auch hier sehr thätigen Geistlichen ungeachtet — durchgegangen. Es bestimmt, daß von den im Staatsschätze dispo-

niblen 4 Millionen Dollars 2½ Millionen zu einem Schulfond verwendet werden, so daß jede County von Texas eine Freischule erhält. Religionsunterricht wird jedoch darin von Staatswegen nicht erteilt, sondern es bleibt den Eltern der Schüler überlassen, nach eigenem Wunsch und Bedürfnis für einen Privatlehrer zu sorgen.

Endlich wurde noch beschlossen, dem Congresse der Vereinigten Staaten zur Unterstützung der Pacific-rail-road für jede englische Meile, welche dieselbe im Staate Texas durchläuft, 16 Sectionen Staatsland zu überlassen (eine Section ist = 640 Acres).

**Fr. Schenk.**

## Neuere Literatur.

Landeskunde des Herzogthums Meiningen, von G. Brückner, Professor. 2 Theile. Meiningen 1851, 1853. Verlag von Brückner und Renner. Preis 3½ Thlr.

Der erste Theil enthält die allgemeinen Verhältnisse des Landes, der zweite dessen Topographie. Dem Zwecke unserer Zeitschrift dürfte es entsprechen, vorzugsweise über den Inhalt des ersten Theiles zu berichten, und gleich von vornherein sei die Bemerkung gemacht, wie das mit so hoher Befriedigung geschieht, daß einzelne Gegenbemerkungen nur eben eine durch das Interesse für die Sache angeregte individuelle Ansicht, aber nie einen Tadel aussprechen sollen, welchen eine so vortreffliche gediegene Arbeit gewiß nirgends verdient.

Der Verfasser beginnt sein Werk in einem 1. Abschnitte mit der Geschichte des Landes. Die glückliche Lösung dieser Aufgabe mag große Schwierigkeiten haben, denn um zu einem räumlich kleinen Endresultate zu kommen, ist es nothwendig, ein großes Stück aus der Geschichte Deutschlands herauszuschneiden und in die Specialgeschichte untergegangener Geschlechter, verworrener Zustände und Gebietsveränderungen recht gründlich einzugehen, soll irgendwie bei Vollendung des historischen Gewebes dessen Grundfaden noch kenntlich sein. Die Absicht dieser Gründlichkeit hat dem Verf. gewiß nicht gefehlt; inwieweit sie auf den betreffenden 108 Seiten des vorliegenden Buches erreicht ist, möge aber anderweitiger Beurtheilung anheimfallen, ohne durch deren Unterlassung das Interesse an der Geschichte eines Landes verleugnen zu wollen, in der sich die ganze Geschichte der Deutschen zu einem großen Theile abspiegeln muß und welche wahrhaft zu kennen einem Jeden

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1854

Band/Volume: [3](#)

Autor(en)/Author(s): Schenck Fr.

Artikel/Article: [XII. Mittheilungen eines deutschen Ansiedlers in Texas 354-368](#)